

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 11 (1969)

Artikel: Die Churer Martinskirche 1200 Jahre alt

Autor: Jenny, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555682>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Umformung der seit der Reformation in Auflösung begriffenen Volkskultur zu unserm gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft führte zur Taufe des meist vierteljährigen Kindes und ist heute im Unterschied zum traditionellen Brauchtum stärker geprägt von der persönlichen Einstellung der Eltern und Paten der Kirche gegenüber, wobei nach Dietrich Bonhoeffers Feststellung «im Zeit-

alter der vielbeklagten Entkirchlichung, ja der Religionslosigkeit, eine zunehmende Geltung kirchlichen Brauchtums bei den Übergängen des menschlichen Lebens sich feststellen lässt.» Es ist zu wünschen, daß dabei das unreformatorische Verlangen möglichst nur nach Sicherheit durch das neutestamentliche Anliegen der persönlichen Heilsgewißheit für Eltern, Paten und Taufkind abgelöst werde.

vereinigt waren, so hatte auch das sein Gutes, indem Auseinandersetzungen verhütet wurden. Diese leidliche Ruhe während einer Übergangszeit, die anderswo voller Zersetzung und Untergangsscheinungen war, wurde in ihrer Tendenz zu friedlicher Entfaltung noch erhöht in der fränkischen Epoche. Unter dem König Theudebald (548–555) wurde Rätien dem Frankenreich einverleibt, so jedoch, daß die fremde Herrschaft mehr Schutz als Beherrschung und Bedrückung bedeutete. Die Kirche, vermutlich immer noch eine Minderheit unter heidnischem Volk, durfte sich eines friedlichen Gedeihens und Wachstums freuen. Hiezu war auch förderlich die Einstellung der fränkischen Herrscherfamilie. Chlodovech war zum christlichen Bekenntnis übergetreten und mit ihm ein grosser Teil seines Volkes. Er blieb sich aber nach seiner Taufe auch darin gleich, daß er jeden Zwang in Hinsicht der Religion vermied. Weder gab es vor seinem Übertritt christliche Märtyrer, noch nachher Märtyrer des Heidentums. Diese Freiheit wirkte sich auch in Rätien günstig aus. Die junge Kirche wurde nicht belastet mit Zwangs- und Massenübertritten, die ihr nur äußerliche, zweifelhafte Erfolge verschafft hätte. Sie mußte sich aber auch nicht mehr ängsten vor feindseligen Handlungen des alten Heidentums und für ihre Gottesdienste Kirchen auf Fliehburgen wie Jürgenberg oder Hohenrätien oder dem Pankrazfelsen bei Trins anlegen. Sie stieg jetzt in die Dörfer hinunter und durfte allem Volk die Wohltat Christi predigen.

Vergegenwärtigen wir uns aber zunächst die Epoche, in der die erste Stadtkirche von Chur gebaut wurde. Man hat sie schon die «goldene Zeit» des alten Rätien genannt. Das römische Reich war mehr und mehr zerbrockelt. Für Gallien bedeutete das eine düstere Zeit des Zerfalls, der Zerrüttung jeder Autorität. Darauf folgten dort die Einbrüche der germanischen Stämme und damit neue Nöte. Die römische Provinz Rätien aber blieb sich selbst überlassen, abseits, verschont von den Barbareneinfällen. Der Bevölkerungszuwachs, den sie jetzt erlebte, bestand nicht aus Germanen, sondern aus römischen Volksgenossen, die aus Städten und Villen des Unterlandes sich in die sichereren Bergtäler flüchteten. Römische Kultur in allen ihren Zweigen wurde hier nicht zerstört, sondern im Gegenteil gefördert durch die lateinischen Flüchtlinge. Dazu kommt daß jetzt das einheimische Geschlecht der Victoriden sich durchsetzen konnte. Wenn zeitweise Bischofsamt und weltliche Regierung in einer Hand

Die Churer Martinskirche 1200 Jahre alt

Von Pfr. Wilhelm Jenny

Kein Fremder, der sich der Martinskirche von der Obergasse her nähert, würde glauben, daß sie vor 1200 Jahren gebaut wurde. Er würde ihr 500 Jahre und nicht mehr geben und ihre Bauzeit in die späte Gotik legen. Und er hätte recht damit. In der jetzigen Gestalt ist sie zwischen 1476 und 1491 gebaut worden. Würde unser Gast aber die Kirchgasse hinauf gehen und den Blick über die Südwand der Kirche streifen lassen, so würde er rasch erkennen, daß in dem Bau von 1491 ältere, viel ältere Teile stecken müssen. Die schmalen, hohen Blendnischen, die jetzt z. T. durchschnitten sind durch später vorgesetzte Strebepfeiler, erinnern an Bauten aus dem ersten Jahrtausend. So ist es denn auch: in der heutigen Martinskirche stecken Bauteile von zwei Kirchen, die um rund sieben Jahrhunderte auseinanderliegen. Als bei dem großen Stadtbrand von 1464 auch die beiden Stadtkirchen St. Regula und St. Martin vom Feuer ergriffen wurden, war die Zerstörung der Gebäude keine vollständige. Die Dächer mit Gebälk und Decken brannten zwar und stürzten in die Tiefe, die Mauerteile dagegen blieben stehen und konnten beim Wiederaufbau benutzt werden, soweit man sie nicht für die Vergrösserung des Hauses niederlegen mußte. Und dies betraf vor allem den interessantesten Teil: die Ostpartie der Kirche. Beim

Nach zwei Jahrhunderten, im Jahre 958, schenkte Kaiser Otto I. die halbe Stadt, Kirchen und Münze dem Bischof. Jetzt aber, zur Zeit des Baus von St. Martin, stehen wir noch nicht in der Zeit, da Fürsten und reiche Private wetteiferten, der Kirche Schenkungen zu machen, wie etwa in Gallien, wo es dahin kam, daß ein Drittel bis zur Hälfte des Grundbesitzes dem Klerus gehörte.

Sehen wir uns jetzt den Neubau an! Es ist kein übermäßig großes Gebäude; in der Länge etwa halb so groß wie die heutige Kirche, in der Breite so wie jetzt das Hauptschiff. Und doch ein stattliches Haus, die umgebenden Wohnbauten überragend, und vor allem ausgezeichnet dadurch, daß es, abgesehen vom Dach, ganz aus Stein gebaut ist. Dagegen besitzt es keinen Turm. Alle die Gründe, die man später erfand, um die Notwendigkeit eines solchen zu beweisen, sind ja im Grunde hinfällig. Jeder Einwohner weiß doch auch ohne Turm und Geläute, wo der Gottesdienst gefeiert wird. Auch waren Römer, Kelten, Franken und auch die Räter von ihrer heidnischen Tradition her nicht gewöhnt, daß die Kultorte durch Türme gekennzeichnet sein müßten. Ihre großen und kleinen Tempel waren turmlos. (Die ersten Türme, wie sie schon auf dem St. Galler Klosterplan von 820 vorgesehen sind und wie einer in Schänis noch einsam stehen geblieben ist, haben ihren Ursprung wunderlicherweise in den römischen Leuchttürmen, die der Seefahrt dienten.) Dagegen mußte ein rätischer Heide, der erstmals eine christliche Kirche betrat, überrascht sein über die Weite der Halle. Man feierte hier nicht *beim* Kultort, im Freien, oder *vor* dem heiligen Haus. Hier betrat jeder Mann das Heiligtum, ob Priester oder Laie, ob gläubiger Christ oder neugieriger Heide. Das hing und hängt zusammen mit der Eigenart des christlichen Gottesdienstes. Nicht wie beim Kult an einem Opferstein, bei heiligen Bäumen oder Quellen ging es hier um ein Zuschauen bei Zeremonien, sondern vor allem um ein Zuhören der Botschaft des Predigers.

Damit das Wort des Boten gut hörbar sei, mußte man die Feier in geschlossenem Raum abhalten. Das war wohl auch der Grund, warum der Grundriß ein so breites Rechteck bildete: niemand in der Gemeinde sollte allzuweit vom Prediger entfernt sein. Darum sprach dieser auch nicht von einer hochgelegenen Kanzel aus, sondern von einer Art Lehrpult, dem «Ambo» aus, der nur ca. fünf Stufen hatte. Damit stand der Prediger fast mitten in der Gemeinde in einem Lehrsaal, mühelos jeden Zuhörer ansprechend. Wie wichtig dieser Gesichtspunkt den Erbauern auch in der folgenden Epoche, der romanischen Zeit war, ersieht man aus der raffinierten Erfindung der Durchbrechung der Gewölbe mit Schallöpfen, die der Verbesserung der Akustik dienten. In der gotischen Zeit hat man nicht nur dieses Hilfsmittel vernachlässigt, sondern auch die Kirchen so maßlos in die Länge gezogen, daß sie weit hin dem Hören nicht mehr dienen konnten. Wenn nun der Besucher vor der Predigt seinen Blick nach der vordern Schmalwand richtete, gegen Osten also, fand er diese Wand auf eigentümliche Weise aufgelockert. Eine glatte Wand hatte nur die frueste uns bekannte Kirche in Rätien: die in Schiers. Hier in Chur aber war sie rhythmisch gegliedert, indem drei Nischen zurücktraten, oben rundbogig geschlossen. Diese drei Apsiden mußten einen besondern Sinn haben. Sie betonten die Weihe des Platzes vor ihnen: den oder die steinernen Tische davor, die der Feier der Eucharistie (Abendmahl) dienten. Dieses Mahl bildete den zweiten Teil des Gottesdienstes, war aber stets verbunden mit dem Predigteil. Jedoch wurden die noch nicht Getauften vor der Feier des Abendmahls entlassen. Wollten aber die Getauften zum Tische des Herrn treten, mußten sie sich dem vordern Bezirk der Kirche nähern, der durch eine niedrige Schranke vom Predigtaal abgetrennt war. Daß man damit ein besonderes Heiligtum betrat, konnte jeder an der kunstvollen Steinmetzarbeit dieser Schranke erkennen. Das Material derselben war

weder Lärchenholz vom Pizokel noch Stein aus dem Scaläratobel, sondern Marmor, der aus dem Vintschgau stammte. Einzelne Fragmente davon sind erhalten, heute im Rätischen Museum aufgestellt.

Vielelleicht machte der Kirchgänger nach Verlassen des Hauses noch einen kleinen Rundgang um die Kirche. Ging er die heutige Kirchgasse hinauf, so konnte er die schöne, nicht aufdringliche und doch wohltuende Gliederung der Wand mit ihren Lisenen bewundern. Hoch oben sassen die kleinen, rundbogigen Fenster. Ob sie genügten? Nun, viel Licht brauchte man nicht im Innern. Niemand mußte in einem Gesangbuch lesen. Was man etwa sang, das konnte jeder auswendig. Hoch oben sassen die Fenster, weil man vor allem Sicherheit wollte. Es sollte kein dem neuen Kultus feindselig Gesinnter stören dürfen. Auf der Ostseite, wo jetzt das gotische Chor, der öffentliche Platz und das Rätische Museum sind, stieß unser Kirchgänger auf den erwähnten Rebberg, der später zum Friedhof genommen wurde. Was ihn aber fesselte, war der Anblick der Apsiden der Kirche. Auch nach außen hin strahlten sie eine zarte Feierlichkeit aus und bezeugten nochmals in ihrer Dreizahl das, was drinnen gelehrt wurde: die Botschaft der Offenbarung des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Heute kann man sich diesen einstigen Abschluß der Kirche nur mit Hilfe der Phantasie vorstellen. Wenn man aber einen unmittelbaren Eindruck dieser zuchtvollen Chorarchitektur haben möchte, wird man die Klosterkirche von Münster im Münstertal besuchen. Dort sind diese Bauteile intakt auf unsere Tage gekommen, wenn auch beeinträchtigt durch die unmittelbare Nachbarschaft: den groben romanischen Turm und das noch klotzige Haus der Äbtissin Plania. Wie ist doch das architektonische Feingefühl abgesunken von den karolingischen Apsiden zum romanischen Turm und zum gotischen Wohnblock! Im Innern von Münster sieht man den karolingischen Raum verändert und verstellt durch

den Einbau von Pfeilern und Gewölben. Dafür ist man reich entschädigt durch die Fresken aus der frühen Bauzeit, die noch genährt sind von spätromischer Malkunst. Man fragt sich bei diesem Anblick, ob wohl auch die Martinskirche in Chur solchen Schmuck trug? Die Frage muß offen bleiben. Es gibt keinen Anhaltspunkt, der ein Ja dazu sagen ließe. Im Aufwand an künstlerischen Mitteln steht die Churer Kirche etwa in der Mitte zwischen der ländlichen Klosterkirche in Mistail, die z. B. keine Gliederung der Außenwände hat, und der in Münster, die in allen Teilen ein Schmuckstück ersten Ranges ist.

Möchte man noch fragen, warum die erste Stadtkirche von Chur gerade so und nicht anders gebaut wurde, z. B. mit nur einer Apsis, so braucht es kein langes Grübeln und Suchen: Bauherr und Baumeister folgten damit dem üblichen Bauschema dieser Zeit. Es handelte sich nicht, wie man etwa meinte, um einen besondern rätischen Kirchentypus. Er findet sich bis nach Süditalien hinunter; in den Alpen hat er sich nur länger erhalten. Ein Gelehrter, der in den östlichen Gebieten des alten Römerreiches besonders bewandert war und die kleinasiatischen und syrischen Kirchen studiert hatte, vertrat die These, daß der Typus der Bündner Dreapsidenkirchen seinen Ursprung in Syrien habe. Das kann wohl sein, denn tatsächlich waren die Berührungen der westlichen Mittelmeerlande mit Syrien lebhaft, sowohl in der Baukunst wie im Handschriftenhan-

del und im Reliquienaustausch. So hätten wir in der Form der Martinskirche nicht einen bodenständigen Baugedanken vor uns, sondern vielmehr einen neuen Hinweis auf die Tatsache, daß das Evangelium mit allen seinen Wohltaten aus der Ferne, aus dem jüdischen Bergland, in unsere Alpentäler gekommen ist.

Auch das andere Merkmal, daß unsere Kirche dem heiligen Martin von Tours geweiht ist, bedeutet nichts Auffälliges. In der heutigen Schweiz gibt es über 50 Kirchen, die dieses Patrocinium haben; in Graubünden sind es, außer Chur, deren acht: Cazis, Disentis, Flims, Ilanz, Medels, Olivone, Truns, Zillis. Die Benennung nach St. Martin deutet nur darauf hin, daß die betreffenden Gründer dem fränkischen Einfluß nahe standen. Martinus war der Nationalheilige der Franken und besonders der bevorzugte Patron der Königsfamilie. Wo immer sie ihre Residenz aufschlug, nahm sie Reliquien desselben mit. Die einzige Erzählung aus dem Leben Martins, die Allgemeingut geblieben ist, der Bericht über jene Mantelteilung vor Amiens, — sie ist auch in einem Relief am gotischen Martinsturm festgehalten —, erinnert an das größere Geschehen, das mit den christlichen Boten in unser Land kam und es verwandelte. Von Jesus Christus heißt es: «Er erbarmte sich des Volkes.» Erbarmen empfangen von Gott her, Erbarmen schenken den leidenden Brüdern, das waren die geistigen Zentren, für die die erste Martinskirche in Chur gebaut wurde.

ber»-Dichtung schleuderte und sich ins «Ausland» verzog.

Einige Jahre später, 1789 und 1790, besuchte Landammann Johannes Salzgeber von Seewis unter zweien Malen diese «Karlsschule» und berichtete später darüber in reizvoller Weise.

Bevor wir uns jedoch in Gedanken mit diesem Landammann des Hochgerichtes Seewis auf seine Reisen nach Süddeutschland machen, wird es dienlich sein, über Salzgeber selbst sowie über den Grund seiner angedeuteten Fahrten einiges vorauszuschicken.

Aus den «Erinnerungen», die Salzgeber in schriftlicher Form seinen Enkeln hinterlassen hat, erfährt der Leser interessante Einzelheiten aus



Landammann Joh. Salzgeber
1748–1816

dem Leben eines Mannes, der trotz seinem bescheidenen Wesen, seiner bürgerlichen Herkunft aus dem Kreise seiner Dorfgenossen hervor trat und deren Wertschätzung und Anerkennung in hohem Maße genoß. Er lebte in der Zeit von 1748 bis 1816. Sein Vater, Schreiber des Zehngerichtenbundes, stammte ursprünglich von Schuders und hatte sich in Seewis verehelicht und eingebürgert. Obwohl um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Seewis bereits eine öffentliche Gemeindeschule bestand, erachtete es

Eines Bündners Besuch der «Hohen Karlsschule»

Von Joh. Ulr. Meng

Unsere Leser, die den Namen «Karlsschule» vernehmen, werden sich sofort daran erinnern, daß dies die herzogliche Schule zu Stuttgart war, in welcher u. a. auch der junge Friedrich Schiller seine Ausbildung fand.

Das war in den Jahren 1773–1780. Die Zwangsherrschaft dieser Soldaten-schule widersprach dem Wesen Schillers freilich von Grund auf, so daß er sich deren Fesseln schließlich entzog, die brennende Fackel seiner «Räu-